

Inhambane goes Wilhelmsburg

In ihrem Austauschprogramm mit Mosambik hatte eine Hamburger Berufsschule Besuch aus Afrika

Im Fußball würde man es ein Rückspiel nennen. Zwei Wochen lang waren im April 2012 acht Schülerinnen der Hamburger Berufsschule für Gesundheitspflege W 4 zu Gast in Inhambane, einer alten Hafenstadt und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Südosten Mosambiks; sie wohnten im selben Internat wie die gleichaltrigen Afrikanerinnen und Afrikaner, die zu „Fachkräften im Gesundheitswesen“ ausgebildet werden, nahmen an deren Unterricht teil, und hospitierten im örtlichen Gesundheitszentrum und Krankenhaus. Sie lernten viel – und sie lehrten viel.

Das stellte sich jetzt heraus, als 12 ihrer afrikanischen Mitschülerinnen und Mitschüler aus Inhambane in Begleitung von drei Lehrkräften zum zweiwöchigen Gegenbesuch nach Hamburg kamen. Sie wohnten bei Gastfamilien, nahmen am deutschen Schulunterricht teil, besuchten Kliniken, diskutierten in einem Seminar zum Thema HIV und waren Akteure in einem gemeinsamen Theaterworkshop. Und immer wieder mussten sie die Frage beantworten, wie sie sich Deutschland und Hamburg vorgestellt und welche Realität sie dann vorgefunden hatten. Die Antwort des 22jährigen Cesário ist freimütig. Er hatte sich ein Land vorgestellt, in dem die Menschen rassistisch und verschlossen wären. Aber nur bis zum Besuch der jungen Hamburgerinnen in seiner Heimat; dann habe er begriffen: die sind ja im Grunde genauso wie wir.

Die deutschen Arzthelferinnen waren gute Botschafterinnen ihres Landes. Vielleicht zu gute? Ist Deutschland tatsächlich so aufgeschlossen, so vorurteilsfrei und fröhlich, wie die jungen Frauen es in Mosambik repräsentierten?

Zehn Tage sind die afrikanischen Gäste jetzt in der Hansestadt. Es ist Mai, doch sie erleben keinen Wonnemonat; der Himmel ist finster, Hamburg versinkt im Regen, sie lernen ein kaltes Land kennen. Auch ein kaltherziges? Alle in der Gruppe schütteln den Kopf. Keiner von ihnen ist einem rassistischen Vorurteil begegnet, keiner hat eine schlechte Erfahrung in seiner Gastfamilie oder auf der Straße gemacht. Ein paar Begegnungen mit Produkten der deutschen Küche verliefen nicht besonders glücklich – Schwarzbrot gehört dazu, ebenso Matjes, Räucherlachs und Nutella zum Frühstück – , doch Currywurst und Pizza kamen gut an und sehr gut das Bemühen der Gasteltern um ihre Gäste. Nur einer der Schüler erwähnt in seinem Abschlussbericht, dass die „Beköstigung schwierig“ gewesen sei, und er empfiehlt auch für alle zukünftigen Reisen nach Hamburg „einen superstarken Regenschirm, denn hier regnet es fast jeden Tag mit Sturmböen“.

Ansonsten wird die Freundlichkeit der Menschen in Hamburg gelobt, noch mehr die Lebensfreundlichkeit der Stadt, die vielen Bäume, die Parks, die saubere Luft. Sie wusste, sagt Luciete, 22, dass Deutschland eines der reichsten Länder der Erde ist, deswegen bestand Hamburg in ihrer Fantasie aus Hochhäusern und baumlosen Straßenschluchten; doch der Reichtum, so lernte sie, drücke sich in ganz anderen Erscheinungen aus – dem Verkehrsnetz, dem Transportwesen, der Technologie, „alles funktioniert“. Und dem Umweltschutz, ergänzt der gleichaltrige Vanildo beeindruckt: „Hier wird ein neues Haus so gebaut, dass die Bäume auf dem Baugrundstück stehen bleiben und geschützt werden. Und dann werden sogar noch neue Bäume gepflanzt.“

Mosambik ist eines der ärmsten Länder der Erde, die HIV-Quote ist dramatisch hoch, die medizinische Versorgung schlecht, die durchschnittliche Lebenserwartung liegt mit 48 – 52 Jahren rund 30 Jahre unter der der Deutschen. Die Sicherheit des Lebens und der Reichtum ihres Gastlandes sind für die Gäste paradiesisch. Dennoch sagt nur einer von ihnen, der 23jährige Amâncio, dass er gerne in diesem Paradies leben würde. „Die Menschen in Deutschland sind glücklicher“, sagt er unter verständlicher Missachtung des kleinen Unterschieds zwischen objektivem Befund und subjektiver Befindlichkeit. „Sie haben Wohnungen, sie haben ausreichendes und gutes Essen, sie haben Wasser und Strom, viele haben ein Auto, es gibt Straßen, Sportplätze, Orte, wo man sich vergnügen kann, und am Ende des Monats für die meisten genug Geld, um davon zu leben. Nichts davon ist in Mosambik selbstverständlich.“

Seine Mitschüler stimmen zu, sehen aber auch die Schatten im Paradies. Luciete stellt zu ihrer Überraschung fest, dass es „auch in Deutschland Bedürftige wie mich gibt, aber sie kämpfen darum, ihr Leben zu verbessern, das hätte ich nicht gedacht“. Und die 42jährige Madalena, die Älteste der Gruppe, sagt: „Deutschland ist ein reiches Land, aber auch ein sehr beschäftigtes Land. Für das Leben miteinander scheint wenig Zeit zu sein, man verlässt morgens seine Wohnung, geht zur Arbeit und kehrt anschließend in seine Wohnung zurück.“ Ruth, 21, hat die gleiche Beobachtung gemacht: „Jeder lebt für sich, man fragt den Nachbarn nicht, wie er sich fühlt, ob er etwas braucht.“ Auch Rosa, 23, ist aufgefallen, „dass die Menschen der Zeit hinterher laufen, ohne dass man den Grund dafür erkennen kann. Man ist immer in Eile, es gibt keine Zeit für die Mitmenschen.“

„Obunto“ ist in Afrika ein wichtiges Wort – ich bin, weil wir sind. Kurzform der Erkenntnis, dass man in Isolation kein Mensch sein kann. Ein Mensch ist ein Mensch nur durch andere Menschen. Das lernt man von Kindheit an. Zum Beispiel dadurch, erzählt Amâncio, dass die Kinder gemeinsam aus einer Schüssel essen. Nicht, weil keine Teller für jeden da sind, sondern weil sie die Gemeinsamkeit lernen sollen. Obunto ist Teil des Lebens. „Ich habe immer viel Zeit gehabt für meine Freunde, für die Unterhaltung mit ihnen, den Austausch“, sagt die Ercilia, „das war für sie wichtig und für mich. Es half mir auch, Stress abzubauen. In Deutschland aber hat immer die Arbeit Priorität.“

Ercilia, 22, ist eine hübsche, grazile Frau, aber sehr ernst, sie lächelt kaum, folgt dem Gespräch konzentriert und denkt lange nach, bevor sie eine Antwort gibt. Könnte sie sich vorstellen, mit einem Deutschen zusammen zu leben? Sie überlegt. „Ja.“ Aber sie übersieht – neben dem Sprachproblem – nicht das Konfliktpotential. „Ich habe den Eindruck gewonnen, dass man sich hier entscheiden muss für den Job oder für Familie und Kinder. Für mich als Mosambikanerin ist es aber sehr wichtig, Kinder zu bekommen. Da könnte es ein Problem geben.“ Wie viele Kinder sie bekommen will, weiß sie genau: drei. Damit liegt sie deutlich unter dem Landesdurchschnitt in Mosambik, der heute bei 5,4 Kindern pro Frau liegt, aber auch deutlich über dem deutschen Durchschnitt von 1,3 Kindern pro Frau. Die anderen in der Gruppe, auch die jungen Männer, haben von ihrer Zukunft ähnliche Vorstellungen. Die Familie spielt darin eine wichtige Rolle, alle wollen auch unbedingt Kinder haben, aber nur zwei bis drei, nicht mehr so viele wie ihre Eltern und Großeltern.

Die Zahl der Wunsch Kinder nicht anders als Coca-Cola, Internet, I-Phone, Facebook, die Musik, die sie hören, die Partys, die sie feiern – sehr vieles gleicht sich an bei den deutschen und afrikanischen Jugendlichen, die zehntausend Kilometer entfernt voneinander aufwachsen und in sehr unterschiedlichen Gesellschaften leben. Die Freundschaften, die zwischen ihnen geschlossen werden, haben nichts Künstliches sondern sind spontan und aufrichtig. Globalisierung gibt es nicht nur in der großen Wirtschaft. Dennoch bleiben Unterschiede. Der größte scheint tatsächlich in dem zu liegen, was neudeutsch „Work-Life-Balance“ genannt wird und schon dadurch, dass es zum Thema wird, zeigt, dass die Deutschen verlernt haben, was den anderen Obunto bedeutet. „Durch die Interaktion mit den Hamburger Studenten haben wir gemerkt, wie wir sind“, sagt Rosa.

Ein weiterer Unterschied: die afrikanischen Jugendlichen sind politischer. Sie leben in einem Land, in dem noch immer bedrückende soziale Verhältnisse herrschen, in dem das Bruttoinlandprodukt pro Einwohner 75 mal geringer ist als in Deutschland; sie sind nicht satt sondern hungrig nach Veränderungen – und Veränderungen bedeuten Wandel durch Politik. Deswegen dient ihnen Facebook nicht nur dazu, Fotos und Neuigkeiten über Partys und Partnerschaften auszutauschen, sondern auch dazu, sich beispielsweise mit Leidenschaft an den Diskussionen über den Streik zu beteiligen, den die Mitarbeiter an den staatlichen Gesundheitseinrichtungen gerade führen.

Ein anderer, vermeintlich kleiner aber erstaunlich bedeutsamer Unterschied zwischen den deutschen und afrikanischen Schülern betrifft das Rauchen. Viele der Deutschen rauchen, aber keiner der Afrikaner. Der „exzessive Tabakkonsum“ fällt ihnen unangenehm auf. „Er befremdet uns.“ Den Gästen fehlt für diese Gewohnheit ihrer Gastgeber jedes Verständnis, und die Frauen könnten sich ein Leben mit einem deutschen Mann nicht vorstellen, wenn er Raucher ist.

Um die Freiheit und Großzügigkeit aber, die ihre Hamburger Mitschüler genießen, beneiden die Jugendlichen aus Mosambik die deutschen heiß. Vor allem in der Schule. Vanildo, 22, macht vor, wie die Schüler im Mosambik zu reagieren haben, wenn ein Lehrer den Klassenraum betritt: Er verstummt und salutiert. Der Lehrer hat einen anderen, besseren Stuhl

als die Schüler, er sitzt erhöht, er doziert buchstäblich von oben herab, er ist eine Autorität, er verbreitet Furcht. „Die Schüler wagen es nicht, zu sagen, wenn sie etwas nicht verstanden haben.“ Staunend stellen die Afrikaner in der Hamburger Berufsschule fest, „dass Lehrer und Schüler hier quasi befreundet sind, dass ihr Verhältnis ganz locker und entspannt ist“. Das ist für sie eine völlig neuartige und wunderbare Erfahrung. „Der Schüler fühlt sich wohl, er ist frei. Er kann sich mitteilen, er kann nachfragen, er lernt viel besser. Wenn er so angespannt ist wie bei uns, ist er blockiert und lernt gar nichts.“ Dass ein Lehrer im Dienste der Schüler steht, ist für sie ein völlig neuer, überraschender Gedanke.

Auch die materielle Ausstattung der Berufsschule in Hamburg beeindruckt sie, die Möglichkeit, in den Unterrichtsräumen auch praktische Ausbildung zu machen, die enge Verzahnung von Theorie und Praxis, die geringen Klassenfrequenzen und die Zugangsmöglichkeiten zu Computern und Internet. Zuhause in Inhambane hat ihre Schule einen einzigen Computerraum mit drei Computern – für 300 Schüler. Ungewohnt sind für die afrikanischen Schüler auch die Disziplin und Pünktlichkeit der Schulabläufe in Hamburg. „Was mich am meisten überrascht hat, war die Art, wie organisiert sie hier sind und wie sie die Zeitpläne einhalten“, schreibt Vanildo. Und Ercilia betrachtet das als wichtige Anregung, die sie mit nach Hause nimmt: „Meiner Meinung nach muss mein Land, damit es besser wird, die Einstellung zur Arbeit kultivieren.“

Allerdings gibt es auch etwas, was sie an der eigenen Schule besser finden als an der in Hamburg: die Pflicht, Schuluniformen zu tragen. Sie nennen zwei Gründe: „Erstens: Es gibt uns Ansehen in der Öffentlichkeit und in den Krankenhäusern. Zweitens: Die Schüler sind alle gleich, man kann ihnen nicht ansehen, ob sie reich sind oder arm; ohne Uniform würde einer mit Löchern in der Hose neben einem anderen in teuren Klamotten sitzen.“

„Worum geht es eigentlich bei einer solchen Schulpartnerschaft zwischen Mosambik und Deutschland“, fragt Reinhard Arndt, Leiter der gastgebenden W 4, bei der herzbewegenden Abschiedsveranstaltung für die afrikanischen Gäste. Seine Antwort: „Horizonte erweitern, Mauern aus Vorurteilen einreißen, trennende Gräben zuschütten!“ Sein Eindruck: „Das ist uns ausgezeichnet gelungen.“ Ercilia fasst ihre Erfahrungen während dieses Deutschland-Besuches in zwei Sätzen zusammen: „Ich habe gelernt, mit anderen zusammenzuleben und meine Vorurteile abgelegt. Das hat mich glücklich gemacht.“ Und Baiane Eugenio Langa, begleitender Lehrer und Vertreter des Erziehungsministeriums bilanziert das Austauschprogramm mit drei Worten: „Weitermachen, weitermachen, weitermachen!“